

„Es gibt keinen Freitod – Selbsttötung geschieht aus Verzweiflung.“

Predigt von Regionalbischöfin Elisabeth Hann von Weyhern im Dom zu Eichstätt am Samstag, 18.4.2015 zur Eröffnung der „Woche für das Leben“

Liebe Gemeinde,

Ein Sturm in der Dunkelheit. Der Wind legt das Boot flach, die Wellen schlagen hoch, ja schwappen über die Bordwand. Das Ruder zu halten fällt zunehmend schwer, das Boot wird durch den Wind vertrieben, der Kurs wird immer weniger vom Steuermann und immer mehr von Wind und Wellen bestimmt. Angst vor einem Ruderbruch kommt auf. Wenn das Ruder bricht, droht völlige Manövrierunfähigkeit. Auch für erfahrene Fischer, wie es die Jünger waren, eine bedrohliche Situation.

Wasser und Dunkelheit - Symbole für das, was Angst macht. Solche Erfahrungen machen wir damals wie heute, auf Wasser wie an Land.

Besonders viele solche Erfahrungen gibt es im Krankenhaus: Krank zu sein, Schmerzen zu haben, nicht mehr laufen zu können, ja vielleicht nicht einmal mehr die einfachsten Dinge selbst machen zu können – das macht Angst. Und dann die Unsicherheit: Wird es jemals wieder gehen? Werde ich nach Hause können? Werde ich anderen zur Last fallen? Muss ich sterben? Kann ich sterben – oder folgt noch eine lange Zeit des Leidens?

Gerade in unserer heutigen Zeit, in der wir durch die ungeheuren neuen Möglichkeiten der Medizin unser eigenes Leben und Sterben viel aktiver gestalten können, stellt sich die Frage: Wie soll ich mich entscheiden? Und: Was entscheiden andere für mich, wenn ich nicht mehr entscheiden kann? Werde ich vielleicht auch gegen meinen Willen am Leben erhalten?

Schon der Gedanke an eine solche Situation ist unangenehm, er macht selbst Angst. Aus diesem Grund wurde und wird das Thema auch oft so lange unbeachtet gelassen, ja man kann sagen: verdrängt, bis es sich von selbst aufdrängt. Gerade für uns moderne Menschen, die wir gewohnt sind, das Leben gestalten und kontrollieren zu können, ist der Gedanke an einen Zustand der eigenen Hilflosigkeit schwer zu ertragen.

Und auch Ärztinnen und Ärzten, die Menschen helfen, sie heilen wollen, bereitet der Gedanke an die Grenzen des eigenen Könnens und Vermögens oft Unbehagen, ja Angst. Immer mehr reflektieren ethisch, die Grenzen der Möglichkeiten. Es ist für kranke Menschen eine große Hilfe Ärzten an der Seite zu haben, die die Grenzen des ihrer Heilkunst nicht als Hilflosigkeit erleben, weiter helfen und begleiten.

Um solche Ängste geht es in der diesjährigen „Woche für das Leben“. Mit ihrem Titel „Sterben in Würde“ greift sie dabei den Begriff auf, der in unseren öffentlichen Diskussionen zentrale Bedeutung hat: Die Menschenwürde. Artikel Eins unseres Grundgesetzes schreibt sie als unverletzlich fest, sie spielte eine wichtige Rolle sowohl in den Diskussionen in der Politik als auch im Familien- und Freundeskreis.

Wir wollen würdig leben und würdig sterben.

Der Begriff der „Würde“ ruft in seiner lateinischen Übersetzung „Dignitas“ seit einiger Zeit die Assoziation an einen bestimmten Umgang mit der eigenen Sterblichkeit hervor, die in der politischen Diskussion hohe Wellen schlägt. Eine Schweizer Organisation mit diesem Namen bietet sogenannte „Freitodbegleitung“ als Dienstleistung an.

Mich hat interessiert, was Menschen bewegt, die das für eine gute Sache halten. Auf der Internetseite www.letzte-hilfe.de findet man eine Reihe von Statements von deutschen Prominenten.

Da finden sich sympathische Sätze wie der von der Schauspielerin Eva Mattes: „Mein Tod gehört zu meinem Leben.“ Das klingt zunächst gut: Der Tod wird hier nicht verdrängt, sondern als ein Teil des Lebens ernst genommen und in die eigene Lebensplanung integriert.

Um es im Bild unseres Predigttextes zu sagen: Es ist wichtig, sich auf einen Sturm vorzubereiten und auch innerlich damit zu rechnen, dass man darin manövrierunfähig werden, ja untergehen kann.

Manövrieren, selbst entscheiden zu können, wohin es geht, das ist für viele zentral. Die Schauspielerin Petra Nadolny z.B. sagt: „Selbstbestimmt leben und selbstbestimmt sterben dürfen – das ist für mich Menschenwürde.“ Und Konstantin Wecker: „Wer selbstbestimmt gelebt hat, will auch selbstbestimmt sterben.“

Die Wertschätzung der Selbstbestimmung kann ich gut nachvollziehen. Auch ich lasse mich ungerne von jemandem bevormunden, das empfinde ich als unangenehm. Doch die Verabsolutierung dieses Gedankens ist meines Erachtens die Falle, die hier droht.

Denn welches Leben ist schon wirklich selbstbestimmt? Wir beginnen unser Leben als Embryo, als Baby als Kleinkind in einem Zustand radikaler Fremdbestimmung. Und auch später sind wir noch lange ganz stark von unseren Eltern und anderen wichtigen Bezugspersonen abhängig.

Wer Kinder hat der weiß, dass das auch umgekehrt gilt: Die eigene Tages- und Nachtplanung steht plötzlich unter dem Vorbehalt, dass das Kind schläft, nicht krank ist, oder später auch in Krippe oder Kindergarten bleibt.

Doch auch im Beruf sind wir nicht wirklich unabhängig, selbst erfolgreiche Künstler nicht: Der Erfolg von Konstantin Wecker ist abhängig davon, dass seine Lieder dem Publikum gefallen, der Erfolg einer Schauspielerin ist nicht unabhängig von den Rollenangeboten zu denken.

Freilich: Eine Zeit unseres Lebens lang haben wir als Erwachsene einen Entscheidungsspielraum, den wir uns von anderen nur ungern nehmen lassen. Selbstbestimmung tut uns gut und ist ein wichtiger Teil dessen, was wir unter Würde verstehen.

Aber diese Zeiten hoher Selbstbestimmung haben Grenzen. Es kommt eine Phase des Lebens, in der wir die Grenzen unserer Kräfte spüren – körperlich und geistig. Eine Phase, in der wir selbst auf andere Menschen angewiesen sind. Und es kommt eine Phase, in der wir an die Grenzen unseres irdischen Lebens stoßen. Das macht Angst.

Richtig trotzig schreibt eine Dame auf der zitierten Internetseite: „Da der Tod das letzte Wort hat, will ich das Sagen haben, wenn es um mein Ende geht.“ Es gibt eine große Angst davor, jemand anderes über das eigene Leben entscheiden zu lassen und den dringenden Wunsch, auf jeden Fall selbst entscheiden zu können.

Doch was heißt das in der Konsequenz? Es kann doch nur heißen: Wenn ich ernsthaft befürchten muss, in eine Situation zu kommen, in der ich nicht mehr entscheiden kann, töte ich mich vorher selbst. Das ist so, wie wenn die Jünger vorsorglich einen Stöpsel in ihr Boot eingebaut hätten, um es im Fall eines Sturmes ganz selbstbestimmt, autonom versenken zu können.

Es ist die Angst vor Abhängigkeit und Kontrollverlust, die Menschen in die Selbsttötung treibt. Wie man das „Freitod“ nennen kann, verstehe ich nicht.

Was machen die Jünger, nachdem sie keinen Stöpsel gezogen haben? Sie sehen auf einmal Jesus auf dem See – und erschrecken. Zuerst erkennen sie ihn nicht. Die Situation im Sturm und Jesus auf dem Wasser, das ist zu viel auf einmal. Erst seine Worte: „Fürchtet Euch nicht!“ lassen sie ihn erkennen und nehmen ihnen die Angst.

Ich stelle mir das ein wenig ähnlich vor wie die Situation eines Menschen, der nach einem Unfall oder nach einem Schlaganfall im Krankenhaus aufwacht. Noch ganz benommen erkennt er Gestalten um sich herum, erst langsam lichtet sich der Schleier, er hört Stimmen und kann sie mühsam zuordnen. Ist es der Partner, sind es die Kinder?

Und was sagen Sie? Was höre ich aus ihren Stimmen? Was spüre ich in der Situation, in der sie für mich sorgen, vielleicht auch für mich entscheiden müssen? Ist es ein guter – oder ein erschreckender Gedanke, dass man von nahestehenden Menschen abhängig ist? Nehmen sie einem die Angst, oder machen sie einem vielleicht sogar Angst?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand sich eine Stimme wünscht, die einem erklärt, dass die eigene Gesundheitssituation jetzt so schlecht ist, dass man nicht wirklich von Lebensqualität sprechen könne? Dass es da in der Schweiz so eine Organisation mit dem Namen „Dignitas“ gibt, bei der man ganz freiwillig, usw. Wo doch selbst der frühere Intendant des Mitteldeutschen Rundfunks, Prof. Dr. Udo Reiter schreibt: „Ich möchte nicht als Pflegefall enden, der von anderen Leuten gefüttert und abgeputzt werden muss.“

Werden meine Angehörigen so mit mir reden? Hoffentlich nicht!

Liebe Gemeinde,

in solchen Situationen kommt ans Licht, wie gut oder wie schlecht menschliche Beziehungen sind. Und Gott sei Dank wird in vielen, ja in den allermeisten Fällen die Angst geringer werden, wenn nahestehende Menschen bei einem sind.

Doch auch für sie ist es eine schwierige Situation. Wie wird es weitergehen? Wie gehe ich innerlich mit dem Leid eines Angehörigen um? Wie kann ich ihn trösten und stützen? Was wird von mir erwartet werden an Zeit, ja auch an finanziellem Engagement? Und ich bin froh, dass sie nicht der Versuchung ausgesetzt sind, die das Angebot einer legalisierten Sterbehilfe bedeuten würde!

Die Jünger in der Geschichte hatten Glück: Ihnen kam im Sturm jemand entgegen, der es wirklich gut mit ihnen meinte, der mit Versuchungen umzugehen verstand und sie begleitete. Mit ihm kamen sie trotz Wind und Sturm an das sichere Land.

Solche Begleiter wünsche ich mir möglichst viele in unserer Welt, damit Leben und Sterben in Würde gelingt. Vieles gibt es. Die moderne Schmerzmedizin kann viele Leiden lindern. Auch da, wo Heilung nicht mehr möglich ist, können die Schmerzen mit Analgetika, und wo all dies nicht mehr hilft, mit Sedation ausgeschaltet oder zumindest erträglich gemacht werden.

Hier ist in den letzten Jahren viel geschehen – doch es könnte noch mehr geschehen. Das hat auch mit Anreizen im Gesundheitssystem zu tun, die Schmerztherapie und überhaupt die Behandlung chronisch Kranker deutlich weniger honoriert als therapeutische Eingriffe. Es gibt ein Problem der Übertherapie – und zugleich einen Mangel an pallativen Angeboten.

Doch die Linderung von Schmerzen ist nur ein Teil der nötigen Begleitung. Mindestens genauso wichtig ist liebevolle Zuwendung. Wo ein schwer kranker, sterbender Mensch ein Gegenüber hat, mit dem er oder sie seine Lebensgeschichte mit den schönen und schweren Seiten, Hoffnungen und Ängste teilen kann, da bekommt diese letzte Zeit eine ganz neue Qualität, wird sinnvoll und wertvoll.

In der „ZEIT“ war Ende Februar von drei Ärzten zu lesen, die Sterbehilfe geleistet hatten. Einer berichtete von einem Patienten, der – ich zitiere – „litt unter schwerem Hautkrebs, befand sich aber noch nicht im Endstadium. Dennoch bat er um meine“ – ich zitiere noch immer! – „Hilfe, weil sein Lebensentwurf dahin war und er seinen Todeszeitpunkt selbst bestimmen wollte.“ Zitat Ende.

Für diesen Menschen waren weder die Schmerzen das Problem noch das Problem der Pflege. Dieser Mensch hing so sehr an seinem eigenen Lebensentwurf, dass eine schwere Krankheit, die damit nicht vereinbar schien, schier unerträglich wurde. Ich bin sicher, Seelsorge ist in einer solchen Situation eine wertvollere Hilfe als eine tödliche Tablettenmischung!

Für uns als Kirche ist der Begriff der Menschenwürde verbunden mit der Erzählung von der Erschaffung des Menschen durch Gott mit dem Spitzensatz: „Zu seinem Bilde schuf er ihn.“ Menschenwürde in christlicher Perspektive hängt eng zusammen mit Gottesebenbildlichkeit.

„Sterben in Würde“ heißt also: „Sterben wie Gott“. Daran haben wir vor gut zwei Wochen an Karfreitag wieder gedacht: Wie Gott mit diesen Themen umgeht – mit Selbstbestimmung und Abhängigkeit, mit Leiden und Tod.

Wäre für Gott „Selbstbestimmung“ die oberste Richtschnur – er wäre kaum Mensch geworden. Er wäre wohl eher im Himmel geblieben, als der in sich ruhende, über allem thronende Gott. Ein wenig so, wie ihn sich die griechischen Philosophen vorgestellt haben.

Doch der Gott der Bibel ist ein anderer. Er ist ein Gott, der Menschen nach seinem Bild schafft, um ein Gegenüber zu haben; der sich ihnen in „Seilen der Liebe“ verbunden weiß, um es mit dem Propheten Hosea (11,4) zu sagen; der wütend wird – aber am Ende doch als Mensch auf diese Erde kommt, um uns mit sich zu versöhnen. Er lebt mit seinen Jüngern, ja wandelt über den stürmischen See Genesareth, um ihnen die Angst zu nehmen.

Er ruft am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“, findet aber am Ende zu dem tiefen Vertrauen zurück in den Worten: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Wer an diesen Gott glaubt, der kann seine Selbstbestimmung genießen und hoch achten. Er kann auch auf ihr bestehen, wo ihn ein anderer bevormunden will. Und er kann leiden, wenn er sie durch Krankheit dahinschwinden sieht.

Aber er weiß: Würdevolles Leben ist mehr als Selbstbestimmung. Leben im umfassenden Sinne ist Beziehung: Zu anderen Menschen, die einen in guten wie in schlechten Zeiten begleiten.

Und zu Gott, der am Anfang und am Ende unseres Lebens steht in der wunderbaren Weise, für die unser lutherischer Liederdichter Paul Gerhardt die Worte gefunden hat:

„Erscheine mir zum Schilde / zum Trost in meinem Tod.
und lass mich sehn Dein Bilde / in deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach Dir blicken / da will ich glaubensvoll,
Dich fest an mein Herz drücken / wer so stirbt, der stirbt wohl.
(EG 85,10)

Amen.